Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

300 (24.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Als alle andern feierten...

... in der Ueberlandzentrale, in der Kinderklinik, im Eisenwerk

Durch die trostlose Nacht

Von U... B...
Schaltwärter am Umspannwerk D...

Völlig verlassen sitzt der Schaltwärter in der Nachtschicht, zwölf lange Stunden hindurch. Versorgt euch alle mit elektrischem Strom! Ein paar Handgriffe nur, ein paar Hebel auf „Aus" — und schon wären zehn, zwanzig, hundert kleine Ortschaften ohne Strom, sprängen hunderttausend Menschen auf, erschreckt durch die plötzliche Dunkelheit. Ein paar Handgriffe nur, ein paar Hebel auf „Ein" — und ihr hättet alle euer Licht und euer Wohlbehagen wieder.

Weihnachtsnacht des Schaltwärters? Diese „stille und heilige Nacht" ist gerade so still wie all die anderen Nächte auch, in denen ich Dienst habe. Da sitze ich an meinem Schreibtisch — in diesen weiten hohen Riesenräumen. Vor mir das Halbrund der Schalttafeln. Wie Lebewesen, aber stumm und geheimnisvoll bewegen sich darauf die Zeiger, deren Stand ich Stunde um Stunde ablesen muß. Zuweilen schaltet an irgend einer Apparatur irgend etwas selbsttätig um — das bleibt dann das einzige Geräusch, das weithin durch die Säle schallt. Kein Mensch ist da, mit dem man ein var Worte wechseln könnte; einsam schweigt man in sich hinein.

So sitze ich da und warte, ob an dem Leuchttableau eine Schrift aufflammt und „Störung" verkündet, oder ob das Telephon ruft und jemand ein Versagen der Leitung meldet.

Und dann? Dann muß ich, während ein schnell telephonisch herbeigerufener Kollege mich auf meinem Posten vertritt, hinaus in die Nacht, um die Störung zu beseitigen. So wie einmal zu Weihnachten, als eine halbe Fahrstunde (mit dem Motorrad) von uns entfernt ein Baum durch heftigen Sturm in die Leitung hineingestürzt war und dadurch Erdschluß herbeigeführt hatte. Damals kletterte ich im Frost und Wind hinauf, zerbrach ein paar Aeste, zerrte an der Kiefer, die sich mit der Krone in den Leitungsdrähten verfangen hatte ... und dann sauste ich mit dem Baum in die Tiefe. Glücklicherweise war mir nichts Schlimmes geschehen. Als ich zurückkam, nahm ich wieder meinen Platz am Schreibtisch ein — und alles war so stumm und einsam wie zuvor.

An einem anderen Weihnachtsabend mußte ich zu einem Kleinkonsumenten, dessen Lichtleitung direkt an unser Netz angeschlossen ist. Er hat angerufen und gemeldet: das Licht sei ausgegangen. Da muß ich mich in dieser ruhigen Weihnachtsnacht auf die Beine machen. Laut knattert das Motorrad auf dem festgefrorenen weiten Weg. Eiskalt schlägt der Sturm den feuchten Schnee gegen das Gesicht.

Endlich, nach vielen Mühen, finde ich das abgelegene Grundstück. Da sitzt die ganze Familie im warmen Zimmer, jetzt nur beim Kerzenlicht des Tannenbaums. So froh und so glücklich. Wie sehr habe ich mir dasselbe für diesen Abend gewünscht. Aber ich selbst stehe fremd hier und muß den Schaden festzustellen suchen. Und was war geschehen? Die Sicherung war durchgebrannt! Eine Reparatur, die ein Kind vornehmen könnte. Und dazu muß ich von so weit hergeholt werden.

Dann gehts wieder zurück, von neuem durch Schnee und Sturm — zurück zu den Schalttafeln, den tanzenden Zeigern, den Zahlen — zurück zum Schweigen und zum Verlassensein.

Morgens früh um sieben, wenn die Nachtschicht zu Ende ist, geht euer Schaltwärter zu Bett müde und verdrossen .. und verschläft den ersten Weihnachtsfeiertag.

Weihnachten .....

25 schreiende Mäuler

Von Schwester Ursula B., Universitäts-Kinderklinik.

Weihnachten in der Kinderklinik. Ich hatte gerade Nachtwache. Wenn nichts besonderes geschieht, ist dieser Dienst um Weihnachten ja ziemlich leicht. Denn kurz vorher beginnt sich die Klinik zu leeren; vor allem die älteren Kinder sollen das Fest zu Hause feiern. Trotzdem: Am Weihnachtsabend hat jede Schwester neben der gewohnten Arbeit noch den Kopf voll Sorgen, wie sie die Weihnachtsfeier für ihre Pfleglinge am traulichsten gestalten könnte. Auch wir Nachtwachen opfern gern eine Stunde Schlaf, um bei der Bescherung anwesend sein zu können. Aber — schon beginnt der Dienst. Die Aerzte sind im Kasino. Doch nach wenigen Minuten bereits muß ich den Diensthabenden holen. Das diphtheriekranke Kind im Nachbarzimmer ringt mit einem Erstickungsanfall. Schon den ganzen Abend hat es schwer geatmet, so daß wir immerfort nach ihm schauen mußten. Nun, es ist nicht sehr schlimm; auf einen operativen Eingriff können wir verzichten. Aber eine dauernde Beobachtung des kranken Kindes bleibt notwendig. Da heißt es eben, alle 10 Minuten nach ihm sehen und im Trabe wieder zur ordentlichen Stationsarbeit hasten.

Immerhin: Wir haben noch weniger Arbeit zu leisten als unsere Kolleginnen auf der Säuglingsstation. Schon deshalb, weil dort um Weihnachten nur eine ziemlich unbeträchtliche Bettenverminderung eintritt. Da müssen sofort nach Dienstantritt die Flaschen zurechtgestellt werden für die verschiedenen Fütterungen; alle zwei oder alle drei Stunden bekommt so ein Säugling seine Flasche, je nach Temperament und Nahrungsvertilgungsdrang. Und was das heißt, zu zweien 25 junge, aber schon recht kreischkräftige Mäuler zu stopfen, 25 Kinder zwischenhinein trockenzulegen, sich 25 mal die Hände zu waschen, und, wenn es gut geht, etwa nach jedem dritten Kind den Arbeitskittel zu wechseln: das kann sich wohl nur vorstellen, wer es einmal mitgemacht hat. Und gerade jetzt liegen auf der Säuglingsstation wieder einmal ein paar Kinder mit Ausschlägen; da gilt es doppelt aufzupassen, immer wieder nachzusehen, ob sie ruhig schlafen oder ob es ihnen nicht etwa gelungen ist, sich die Arme freizumachen und mit mehr Begeisterung als Verstand die verbundenen Stellen zu kratzen.

Zu aller Schrecken wird jetzt auch noch eine Frühgeburt eingeliefert, die sich ausgerechnet den Heiligen Abend ausgesucht hat, um gänzlich programmwidrig — zwei volle Monate zu früh — ihre kleine Nase zum ersten Mal ins Licht der Welt zu stecken: Rasch alles liegen lassen (mögen die Kinder schreien — es geht nicht anders!), Betten und Leibwäsch für das gänzlich erfrorene Kind in der elektrisch geheizten Wanne vorwärmen! Das erfordert viel Vorsicht, damit nicht etwa das Kind überheizt wird und nun auf einmal mit 40 Grad Fieber daliegt. —

Dann endlich ein wenig Ruhe, dauernd unterbrochen von schreienden Kindern, die — wieder einmal! — trockengelegt werden wollen ... und schon ist es Zeit zur Morgenfütterung. Man besorgt sie ... schon fast mechanisch ... halb im Dusel. Dann: Ein Bett, in das man sich totmüde hineinsinken läßt. Schaffen, schlafen — —

Das war Weihnachten!

Heilige Nacht am Hochofen

Von Adolf Dünnebacke
ehemaliger Betriebsrat beim Stahlwerk Hoesch, Dortmund

Als mir der Meister mitteilte, daß ich am Weihnachtsabend arbeiten müsse, war ich eigentlich froh. So hatte ich vor der Frau und den Kindern einen Vorwand, um keine Feier zu machen. Man brauchte keinen Weihnachtsbaum zu kaufen und kam billiger davon.

Meine Frau war entäuscht. Vor drei Jahren hatten wir zum letzten Male den Weihnachtsabend zu Hause verlebt. Die Kinder erzählen noch heute davon. Aber wir rechnen: Es gibt für die Nachtschicht vor Weihnachten einen Aufschlag von 100 und für die Nacht vom ersten auf den zweiten Feiertag von 50 Prozent auf den Lohn. Das macht einen Mehrverdienst von 12 ℳ für die beiden Schichten. — Damit war die Frage entschieden.

Auf der Straße ist es schon leer. Aber je näher zum Werk, um so mehr belebt es sich, und an der Markenkontrolle gibt es ein Gedränge von Herausströmenden. Alle Abteilungen des Werkes, durch die ich hindurch muß, liegen schon dunkel und still. Nur am Hochofen das alte Bild: die Schrägaufzüge im Auf und Ab der Koks- und Erzkübel, die Lokomotiven mit den gefüllten Eisen- und Schlackenpfannen, auf der Bühne am Abstichloch Rauch und spritzende Funkengarben.

Mein Kumpel von der Mittagschicht wartet schon auf die Ablösung. „Du, der Alte will heute durchblasen lassen." — „Ich denke, er will den Ofen dämpfen. Wo will er denn mit dem Eisen hin, wo das Stahlwerk schon Feierabend gemacht hat?" — „Ins Grießfeld gießen. Die Prozente für die Nachtschicht will er auch nicht mehr bezahlen!" — „Wieso? Steht doch im Tarif!" — „Ja, sie haben da wieder so'n Haken gefunden. Der Betriebsrat hat schon verhandelt. Am Ofen 5 wollten sie schon die Brocken hinwerfen. Verdammte Sch.....! Na, gute Feiertage!"

Wir müssen Eisen abstechen. Als wir drei von der Schmelzkolonne das Abstichloch durchstoßen haben, ist unser Zeug nach vom Schweiß. Weißstrahlend fließt das heiße Eisen durch die Sandrinnen in die Pfanne, die unter der Bühne steht. Eine Pfanne nach der andern füllt sich mit der brodelnden Glut, bis der Strahl dünner wird. „Stopfmaschine her!" Das Abstichloch wird mit feuerfester Masse zugestopft, und wir machen uns daran, die Rinnen für den Schlackenabstich herzurichten. Dann Abstich, Sandfahren und Rinnenmachen mit kurzen Pausen, in denen mal das Hemd gewechselt oder ein Schluck Kaffee genommen wird. — In einer solchen Pause wird die Sache mit dem Lohnzuschlag besprochen.

Ich rechne: Der Ofen leistet in 24 Stunden 1000 Tonnen Eisen — ist 80 000 ℳ. Dreißig Mann Belegschaft mit durchschnittlich 10 ℳ kosten 300 ℳ plus Zuschlag für uns zehn Mann je 10 ℳ macht 400 ℳ. Dem Wert der Produktion von 80 000 ℳ stehen also heute statt 300 ganze 400 ℳ Arbeitslohn gegenüber.

Ich rechne anders: Wenn der Zuschlag gestrichen wird, kann die rückständige Miete am Ersten wieder nicht bezahlt werden. Das Schuhzeug muß zuerst in Ordnung gebracht werden. An eine Silvesterfeier gar nicht zu denken.

„Abstechen!" Die Arbeit nimmt uns wieder ganz in Anspruch. Die rotglühenden Massen im Gießfeld werden mit Wasser gekühlt. Weißer Dampf erfüllt das ganze Feld und verhüllt alles. Nur dort, wo der weißglühende Eisenstrahl aus der Rinne sprudelt, steht ein halbkreisförmiger Schein, der einen strahlenden Hintergrund bildet für die dunklen Gestalten der Kameraden, die mit langen Eisenstangen den Abfluß des glühenden Stroms regeln.

So — vergeht — die — Heilige Nacht.

Julklapp

von Ernst Edgar Reimérdes

Schon der Name wirkt wie ein Klang aus der fernsten Vergangenheit unseres Volkes und erweckt unwillkürlich Erinnerungen an das Wintersonnenwendfest unserer heidnischen Vorfahren, das Julfest. Natürlicherweise läßt sich die merkwürdige Sitte des Julklapp, diese originelle Form der Weihnachtsbescherung, nicht auf vorchristliche Zeit zurückführen. Jedenfalls aber ist sie sehr alt und wahrscheinlich eine Erfindung des skandinavischen Nordens, von wo sie zu uns kam und an den Ostseeküsten, besonders in Mecklenburg und Pommern, heimisch wurde.

Wenn der Heilige Abend angebrochen ist, überall die Lichter an den Tannenbäumen aufflamen und hinter den Fenstern die schönen, alten Weihnachtslieder ertönen, werden mit dem Ruf „Julklapp" von unbekannten Boten geheimnisvolle Pakete zur Tür hereingeworfen. Gewöhnlich klopft der Bote vorher heftig an, ruft mit verstellter Stimme „Julklapp" und sucht dann schleunigst das Weite, um nicht erkannt zu werden. — Früher ritt der Ueberbringer eines derartigen Paketes bisweilen auch wohl auf einem sogenannten Julbock, einer aus einem künstlichen Ziegenkopf und einigen Tüchern hergerichteten merkwürdigen Tiergestalt. — Vielleicht sollte in der Form des Julklapp ursprünglich das heimliche Gabenspenden des Christkindes dargestellt werden, das sich durch Klopfen bemerkbar macht.

Die Julklapp-Pakete sind fast stets von beträchtlichem Umfang, dabei enthalten sie häufig nur winzige Gegenstände. Auf jeder der zahlreichen Umhüllungen steht eine Adresse, meist auch ein launiger Vers mit Anspielungen auf irgend eine Schwäche des Adressaten. So wandert der Julklapp von Hand zu Hand, bis schließlich, nach dem Entfernen der letzten Hülle, der richtige Empfänger zu seinem Geschenk kommt. Ueber den Geber aber zerbricht er sich häufig vergebens den Kopf, denn die verschiedenen Aufschriften sind natürlich mit verstellter Handschrift bezw. von einer unbeteiligten Person geschrieben. Bei dem Verpacken des Geschenkes, beim Adressieren usw. kann der Absender seinen Witz und seine Erfindungsgabe zeigen. Manchmal ist der Inhalt des Julklapp auch weiter nichts als eine Verspottung, eine Neckerei. Um die Sache möglichst abwechslungsreich zu gestalten, sind in ein Julklapp-Paket manchmal nur ein Zettel mit einer Anweisung gelegt, wo das betreffende Geschenk im Hause zu finden ist. Dort aber weist ein zweiter Zettel wieder nach einem andern, möglichst weit entfernten Platz, bis schließlich nach langem, vergeblichem Herumlaufen vom Keller bis zum Boden und umgekehrt das richtige Versteck entdeckt wird.

Früher waren die Ueberbringer der Pakete häufig verkleidet, sie schwärzten ihre Gesichter oder machten sich auf irgend eine andere Weise unkenntlich; denn beim Julklapp kommt es vor allem darauf an, daß das Geheimnis des Absenders gewahrt bleibt.

In die Weihnachtsfeier eines größeren Familienkreises bringen die Julklapp-Pakete, namentlich wenn sie in Mengen auf der Bildfläche erscheinen, einen fröhlichen, übermütigen Ton hinein. Das hat uns Fritz Reuter in seinem berühmten Roman „Ut mine Stromtid" (Teil I, Kapitel 7) so recht gezeigt, wo bei der wundervollen Schilderung des Weihnachtsabends im Pastorhaus zu Gürlitz, die in unserer ganzen Literatur einzig dasteht, das Julklappwerfen eine wichtige Rolle spielt. Dort gelangt u. a. als Julklapp ein Brief ins Zimmer, in dem ein Zettel liegt: „un de Zettel wiste up en annern Zettel, de lagg haben up den Bähn (Boden), und de wedder up ein annern, de lagg unnen in den Keller, und de wedder up en annern, un de wedder ..... und wenn de Fru Pasturin den hübschen gestickten Kragen hewwen wull, de ehr bestimmt was, müßte sie vörlöpig 'ne Rundreis dörch ehr ganzes Hus antreden, bet sei em tauletzt ganz dichting (nahe) bi in ehren eigenen Paster sinen Stäwelschacht (Stiefelschaft) kunn". Die Sitte des Julklapp hat Reuter auch noch in seiner drolligen Erzählung „Wat bi 'ne Aewerroschung rute kamen kann", behandelt, wo der Ratsherr Zarnekow, dem man kurz vor Weihnachten den Kutscherbock vom Wagen gestohlen hat, von drei Seiten als Julklapp einen neuen erhält und schließlich sogar noch seinen alten zurückbekommt.

In ähnlicher Weise, wie bei uns zu Weihnachten mit dem Julklapp, überrascht man sich in Holland am St. Nikolausabend (Sint Niklas) mit scherzhaften Riesenpaketen. Die Bezeichnung Julklapp aber kennt man dort nicht.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirokauer

Copyright by Verlag Carl Duncker-Berlin.

54 (Nachdruck verboten.)

Lisette schämte sich sehr für die Freundin vor dem fremden Mann. So ungebildet! Mars war doch kein type. Mars hatte was mit Militär zu tun, das wußte sie bestimmt. Vielleicht ein Rang oder sowas.

Doch Brégide belehrte mit gastfreier Nachsicht. „Der Mars, den wir meinen —" sie ließ ihren Zeigefinger einend zwischen Peter und sich hin und hergleiten — „ist kein Mann. Es ist — aber erzähl du doch, mon amour."

Sie wollte den Mädels zeigen, wer ihr Freund war. Sie wußte genau, daß die ganze Place Villeneuve und das Quartier von ihrem Samariterdienste brodelte und vor Neugier barst. Welchen Vogel hatte die stolze hochmütige Brégide sich da eingefangen!? Sie zu fragen, wagte keine. Für ungehobelte Ausforschung war ihre Stellung zu souverän und ihre Klugheit zu keß. Sagen und Märchen sprangen auf, gingen um in den engen Gassen, tummelten sich aufquellend über die Place Villeneuve.

Einige wußten genau, es war ein Prinz, ein englischer Prinz. „Aber er sah doch so zerlumpt und verhungert aus", wagte ein Mecque einzuwenden, „ich habe ihn doch da am Boden liegen sehen."

„Fous le garce, du Idiot", schrie die Märchenerzählerin den Zuhälter an. „Weiß du nicht, daß je feiner und reicher einer ist, desto weniger Wert legt er auf sein Aeußeres. Sieh dich doch an!" „Du" — eine andere hielt ihm ihren Spiegel vor die Nase. „Tip-top, chic von unserm Geld! Du hasts ja auch nötig, sonst lockst du keine Katze vom Wege. Aber ein wirklich Feiner und Reicher — der hats in sich, du Dummbart. Der hungert mal zum Spaß, nur um zu sehen, wie's tut, wenn der Magen knurrt." „Wie andere ins Restaurant gehen, um mal anständig zu essen", ergänzte eine Dritte weise.

„Kapiert?"

„Bien vrai", stimmte der Chorus.

Die provenzalische Phantasie, Vollmäuligkeit, Aufschneiderei, dieses Sich-in-die-eigene-Tasche-lügen hatte gute Tage im Quartier.

Alles dieses wußte Brégide. Sie kannte ihre Leute und ihre Gegend. Sie hatte die Freundinnen, Ehrengarde ihres Standes, gleich ihr, eingeladen, um mit ihrem „type" zu prunken und zu prahlen. Sie sollten sehen, wie chic et gentil er war, wie klug, wie gebildet. Er hatte ihr oft so herrliche Wunder von den Sternen erzählt. Es hatte sie gewaltig gepackt. Sie war voller Ehrfurcht vor seinem unbegreiflichen Wissen

Jetzt wollte Brégide ihn zum Sprechen bringen. Er war so wortkarg und still, schien nichts zu sagen zu haben, das verächtlichste Manko eines Menschen in den Augen der Provenzalen, denen Redseligkeit die Seligkeit ist.

„Aber erzähl du doch, mon mignot", stachelte sie ihn an.

„Hm", zögerte er, „was soll ich denn vom Mars erzählen?"

„Woher sind Sie denn?" wagte Fifine da endlich die kecke Frage.

„Aus Deutschland ist er", fiel Brégide ein mit einer Unmutsfalte über der Nasenwurzel. „Wenn du es durchaus wissen mußt. Aber das macht gar nichts, pastis! Alle Nationen haben gute und böse Menschen."

„Mais si!" nickte Lisette. Doch die beiden Mädchen sahen sich rasch und heimlich in die Augen.. Nicht rasch und heimlich genug freilich für Brégides flinke wachsame Augen. Also kein Engländer, kein Amerikaner, kein Prinz, kein Milliardär! stand in den huschenden Blicken der Mädchen. Aus dem armen Deutschland. Pouh!

Doch in Brégides umschatteten Augen funkelte Triumph. Sie hatte ihren Trumpf sicher in der Hand. Laßt ihn nur erst sprechen! Ein bißchen schwer aufzuziehen war er ja. Aber wenn er erst in Gang kam, dann hob es einen wie ein Fahrstuhl zum Himmel empor, fort von der Erde. Dann würden die beiden da Augen machen, ja, aber andere als jetzt. Diese Affen.

„Er ist in Deutschland geboren", bemerkte sie trocken, „aber er lebt in einer ganz fernen Welt."

„Doch Amerika?" platzte Fifine unbedacht heraus.

Die feine Lisette trat sie unter dem Tisch gegen die dralle Wade. Ein bißchen benehmen sollte man sich doch wohl vor einem Fremden in Brégides Wohnung. So indiskret plumpe Fragen stellen, wie die im Quartier, na!

„Pah", machte Brégide geringschätzig, „Amerika! Was ist das schon groß! Liegt vor den Toren von Marseille. Nein, meine Lieben, er lebt in den Sternen."

Jetzt vergaß auch Lisette ihre blasierte Vornehmheit. „Que!" rief sie, „tu te fous de nous!"

„Ich halte meine Gäste nie zum Narren", belehrte die Hausfrau spitz. „Das solltest du wissen. Er ist Astronom."

„Ah", tat Lisette, obwohl sie von dieser anscheinend großmächtigen Berufsgattung keinen rechten Begriff hatte.

Die weniger feine, doch natürliche Fifine gestand ihr Unwissen. „Was ist das? Sagt er aus den Karten?" fragte sie mit beherztem Eifer.

Brégide lächelte nur mitleidig. „Er kennt alle Sterne und weiß alles, was im Himmel vorgeht", spielte sie endlich ihr Atout aus. „Erzähl ihnen doch etwas von den Dingen da oben, mon ami."

Peter hatte belustigt den Dialog um sich verfolgt.

„Hm", machte er wieder, „was soll ich denn erzählen?"

„Vom Mars, wie gestern mir", wollte Brégide vorschlagen.

„Na, seht mal", begann er lässig: „Ihr müßt euch in dem Weltraum dort oben, der unendlich ist, Nebel vorstellen. Nicht so'n Nebel wie er hier im Winter draußen au fdem Meere braut. Nein, ganz feinen Gasnebel, — auf der photographischen Platte — man photographiert diesen Nebel in den Sternwarten durch Riesenfernrohre — da sieht er aus wie Schneegestöber. Es ist das dünnste, feinste Gas, das man sich denken kann. Diese Gaswolken dort oben, tief im Raume, Millionen von Meilen von der Erde entfernt, schäumen wie die weißen Gischtkämme auf den Wogen, wenn der Mistral über die See hinfährt. Zu dichten Ballen klumpt die ewige Schöpferkraft des Alls diese Nebelwolken zusammen. Nun wißt ihr doch, daß alles, was warm ist, sich abkühlt. Da, die Kanne war ganz heiß, als Brégide sie hereinbrachte. Jetzt ist sie fast kalt."

Fifine griff hin, als wollte sie sich überzeugen, verfangen in den Bann seiner Worte.

(Fortsetzung folgt.)